



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schleiermachers Briefe.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

führte, trat natürlich je nach der Rolle in verschiedenem Costüm auf, unter den Nebenfiguren war die Person des Dummhings oder Fressers (Parasiten) wie gesagt, stehend, der sich durch Pausbacken, kahlen Schädel und vermuthlich eine auch sonst charakteristische Tracht auszeichnete. Am meisten unterschieden sich die Mimen vor allen übrigen Theaterstücken dadurch, daß die weiblichen Rollen in ihnen allein von Frauen gespielt wurden. Schon in der letzten Zeit der Republik war das Einkommen dieser Tänzerinnen glänzend und ihre Verhältnisse zu hervorragenden Persönlichkeiten gaben ihnen zuweilen eine gewisse Bedeutung. Gewöhnlich führten sie auf Verlangen des Publicums Tänze auf, bei denen sie das Obergewand abwarfen und in mehr oder weniger vollständiger Nacktheit erschienen. Als Cato von Utica einmal beim Feste der Flora, an dem regelmäßig Mimen gespielt wurden, im Theater war, scheuten sich die Zuschauer in seiner Gegenwart diesen Wunsch zu äußern. Cato bemerkte, daß man sich um seinetwillen Zwang auslegte und verließ das Theater. Doch wurde die Lascivität dieser Aufführungen in der späten Kaiserzeit noch sehr überboten, namentlich in den großen Städten des Orients. Man mag bei Gibbon die Berichte Prokops über die Vorstellungen nachlesen, mit denen die spätere Kaiserin Theodora (Gemahlin Justinians des ersten) das Publicum von Konstantinopel entzückte. In Antiochia wurden sogar im Theater Badescenen auf dem Theater in einem eigens dazu erbauten Bassin mit vollständiger Natürlichkeit dargestellt.

So war also auch das Theater in Rohheit und Gemeinheit versunken und seine Vorstellungen zum Dienst eines groben oder raffinirten Sinnenkigels herabgewürdigt. Anstatt dem verderblichen Einfluß der Amphitheater und Cirken die Wage zu halten, half es die Corruption und Verwilderung der Bevölkerung befördern, und trug nicht am wenigsten dazu bei, die Zerstörung der antiken Cultur zu beschleunigen.

### Schleiermachers Briefe.

Aus Schleiermachers Leben. In Briefen. 2. Bände. Berlin, G. Reimer. —

Endlich haben sich die Verwandten Schleiermachers entschlossen, seine Briefe dem Publicum mitzutheilen. Sie verdienen dafür den wärmsten Dank der Nation. Einmal werfen diese Briefe auf eine Periode unserer Literatur, deren inneres Leben man immer noch nicht vollständig kannte, ein neues,

überraschendes Licht, sodann zeigen sie die Entwicklungen einer durchaus edlen und schönen Natur von den ersten Zerrwürfnissen des Zweifels bis zur vollendeten männlichen Bildung; ein reiches und bedeutendes Leben, das uns zugleich versinnlicht, aus welchen verschiedenen Elementen das neue religiöse Princip, das so folgenreich in die Zeitbewegung eingriff, sich zusammenfügte. Um den Eindruck gleich zusammenzufassen, obgleich wir wohl wissen, daß wir damit einer weitverbreiteten Meinung wol widersprechen: Schleiermacher erscheint uns aus diesen Briefen nicht als eine mächtige, mit innerer Nothwendigkeit reformatorische Natur; was in seinem Charakter zunächst hervortritt, ist einmal eine hochherzige Rechtschaffenheit, sodann das Bedürfnis und das Talent, alle schönen Gefühlsmotive, von welcher Seite sie ihm auch entgegentraten, in sich aufzunehmen und zu erklären. Es liegt in seinem Wesen etwas Weibliches, und sein Anschmiegen an stärkere Naturen, denen er sich unterordnete, wird dadurch noch bezeichnender, daß zu diesen stärkeren Naturen Friedrich Schlegel und Steffens gehörten.

Der Dank, den wir vorher aussprachen, soll durch das Bedauern nicht verkümmert werden, daß man sich nicht entschlossen hat, uns die Briefe unverstümmelt zu geben. Wir verkennen die edlen Motive dieser Zurückhaltung keineswegs. Wenn in jeder Publication von Herzensergüssen, die nur für eine bestimmte Person berechnet waren, etwas Peinliches liegt, so begreifen wir doppelt die Scheu, Mittheilungen zu veröffentlichen, die in das innerste Leben einer fremden Familie eingreifen. Dennoch zweifeln wir, ob diesmal die Bedenken gerechtfertigt waren. Es handelt sich theils um den Briefwechsel mit Eleonore Grunow (aus einer sonderbaren Discretion bezeichnen die Herausgeber diesen Namen, der längst veröffentlicht ist, nur mit den Anfangsbuchstaben,) theils um diejenigen Stellen, die über die Lucinde handeln. Freilich ist es nur Vermuthung, daß in letzterer Beziehung etwas unterdrückt ist, aber es wäre doch wunderbar, wenn Schleiermacher, der sich über seine sonstigen Arbeiten so ausführlich verbreitete, gerade über die „Vertrauten Briefe“, die doch seinen Freunden gegenüber einer Erläuterung bedurften, so hartnäckig geschwiegen haben sollte. Beides sind höchst wichtige Momente in Schleiermachers Entwicklung, und wir sind fest davon überzeugt, daß die vollständige Veröffentlichung dieser Documente nur zu seiner Ehre ausschlagen würde, selbst wenn er in wichtigen sittlichen Fragen geirrt haben sollte; halb verhüllt, wie es jetzt daliegt, hat das Verhältniß etwas Unheimliches. Außerdem wäre es für die Einsicht in Schleiermachers Charakter von der größten Wichtigkeit, ihn einmal im Zustand wirklicher Leidenschaft zu betrachten; in dem Briefwechsel mit seiner Braut und später mit seiner Frau ist davon nichts vorhanden, und so wohlthuend der Eindruck ist, den diese Zeugnisse eines wahrhaft sittlichen Haushalts, eines auf ruhiger Neigung und Verehrung be-

ruhenden Verhältnisses auf jede feinfühlende Seele machen, so hätten wir uns doch grade hier einige Abkürzungen gern gefallen lassen.

Wir versuchen nun, nach der Anleitung dieser Briefe einzelne Momente seines Lebens zu charakterisiren.

Schleiermacher war 21. Nov. 1768 zu Breslau geboren, wo sich sein Vater als reformirter Feldprediger aufhielt. 1778 zogen die Eltern nach der Colonie Anhalt, und lernten einige Zeit darauf die Erziehungsanstalt der Brüdergemeinde zu Riesky in der Oberlausitz kennen, der sie ihren Sohn 1783 anvertrauten. „Hier wurde der Grund zu einer Herrschaft der Phantasie in Sachen der Religion gelegt, die mich bei etwas weniger Kaltblütigkeit wahrscheinlich zu einem Schwärmer gemacht haben würde, der ich es aber verdanke, daß ich meine Denkart, die sich bei den meisten Menschen unvermerkt aus Theorie und Beobachtung bildet, weit lebendiger als das Resultat und den Abdruck meiner eignen Gefühle ansehen kann. Ich hatte schon mancherlei religiöse Kämpfe bestanden. Die Lehre von den unendlichen Strafen und Belohnungen hatte schon meine kindliche Phantasie auf eine äußerst beängstigende Art beschäftigt, und in meinem ersten Jahre kostete es mich mehre schlaflose Nächte, daß ich bei der Berechnung des Verhältnisses zwischen den Leiden Christi und der Strafe, deren Stelle dieselben vertreten sollen, kein beruhigendes Facit bekommen konnte. Jetzt ging ein neuer Kampf an, der durch die Art, wie die Lehre von dem natürlichen Verderben und den übernatürlichen Gnadenwirkungen in der Brüdergemeinde behandelt und fast in jeden Vortrag verwebt wird, veranlaßt wurde und fast so lange gedauert hat, als ich ein Mitglied derselben gewesen bin. Meine eigne Erfahrung gab mir zu den ersten dieser beiden Hauptstützen des ascetisch-mystischen Systems Belege genug und ich kam bald dahin, daß mir jede gute Handlung als verdächtig oder als ein bloßes Werk der Umstände erschien. So war ich also in dem qualvollen Zustande, den man unsern Reformatoren so häufig als ihr Werk vorwirft: es war mir etwas genommen, meine Ueberzeugung von dem eignen moralischen Vermögen des Menschen, und noch nichts zum Ersatz gegeben. Denn vergeblich rang ich nach den übernatürlichen Gefühlen, von deren Nothwendigkeit mich jeder Blick auf mich selbst mit Hinsicht auf die Lehre von dem künftigen Vergeltungszustande überzeugte, von deren Wirklichkeit außer mir auch jeder Vortrag und jeder Gesang, ja jeder Anblick dieser bei einer solchen Stimmung so einnehmenden Menschen überredete und die nur von mir zu fliehen schienen. Denn wenn ich auch einen Schatten davon erhascht zu haben glaubte, so zeigte es sich doch bald als mein eigenes Werk, als eine unfruchtbare Anstrengung meiner Phantasie. Daß ich bei diesem Zustande eine unerschütterliche Anhänglichkeit an die Brüdergemeinde bekam, und es für ein großes Unglück angesehen hätte, kein Mitglied derselben

zu werden, ist sehr natürlich; ich faßte sogar den Entschluß, wenn mir der Eintritt in das Pädagogium versagt werden sollte, lieber in der Gemeinde eine ehrbare Handthierung zu erlernen, als außer derselben den Weg zu dem gelehrten Ruhm zu betreten, und dieser Entschluß setzte mich, als ich ihn recht lebhaft in seiner ganzen Größe dachte, zum erstenmal in Versuchung, etwas in mir für eine übernatürliche Wirkung zu halten.“ Diese Erzählungen der Selbstbiographie werden durch die Briefe ergänzt, in denen von Seiten der Eltern, des Sohnes und der Schwester fast von nichts Andern die Rede ist als vom Lamm Gottes und ähnlichen Dingen. Sein Oheim mütterlicher Seite, Professor Stubenrauch in Halle, ein wahrhaft frommer Mann, fühlte sich doch zuweilen veranlaßt, ihn vor den Uebertreibungen der Herrenhuter zu warnen. So kam Schleiermacher mit seinem innigsten Freunde Albertini, mit dem er eifrig die griechischen Classiker studirt, 1785 auf das Seminar zu Barby, die eigentliche Universität der Brüdergemeinde. „So glücklich wir bei unserer gemeinschaftlichen Thätigkeit und im Gefühl unserer Freundschaft waren, so unglücklich machte uns jeder Augenblick eines strengen Nachdenkens. Wir jagten immer noch vergeblich nach den übernatürlichen Gefühlen und dem, was in der Sprache jener Gesellschaft der Umgang mit Jesu hieß; die gewaltsamen Anstrengungen unserer Phantasie waren unfruchtbar und die unwilligen Hilfsleistungen derselben zeigten sich immer als Betrug.“ Der Umschlag konnte nicht ausbleiben. Schon Juli 1786 finden sich in einem Brief an seinen Vater Andeutungen von dem Wunsch, die Einwendungen der Neuerer gegen die Dogmata kennen zu lernen. „Vermeide diesen Baum des Erkenntnisses“, — antwortet ihm der Vater, „und die gefährlichen Lockungen zu demselben unter dem Schein der Gründlichkeit. Ich habe fast alle Widerlegungen des Unglaubens gelesen; sie haben mich aber nicht überzeugt, sondern ich hab's erfahren, daß der Glaube ein Regale der Gottheit und ein pur lauterer Werk ihres Erbarmens sei. Du willst ja überdem kein eittler Theologe werden, sondern dich nur geschickt machen, dem Heiland Seelen zuzuführen, und dazu brauchst Du das alles nicht, und kannst es deinem Heiland nie genug verdanken, daß er Dich hat zur Brüdergemeinde gebracht, da Du dessen gar wohl entbehren kannst.“ Es war zu spät. Schon im Januar 1787 bekennt der Sohn mit einer Herzensangst, die etwas unendlich Rührendes hat, dem geliebten Vater die vollständige Umwandlung seiner Ueberzeugungen. „Ach bester Vater, wenn Sie glauben, daß ohne diesen Glauben keine, wenigstens nicht die Seligkeit in jenem, nicht die Ruhe in diesem Leben ist, o, so bitten Sie Gott, daß er mir ihn schenke, denn für mich ist es jetzt verloren.“ „Der tiefe durchdringende Schmerz, den ich beim Schreiben dieses Briefes empfinde, hindert mich, Ihnen die Geschichte meiner Seele in Absicht auf meine Meinungen und alle meine starken Gründe für dieselben umständ-

lich zu erzählen, aber ich bitte Sie inständig, halten Sie sie nicht für vorübergehende Gedanken; fast ein Jahr lang haften sie bei mir und ein langes angestrenktes Nachdenken hat mich dazu bestimmt.“ Die Antwort des Vaters mußte den Sohn der Verzweiflung nahe bringen; denn jener betrachtete ihn als einen zeitlich und ewig Verlorenen, wenn er nicht seinem Unglauben entsagte. „Ist es Dir um den allein selig machenden Glauben von ganzem Herzen zu thun, so suche, so erbitte ihn auf Deinen Knien von dem großen Gott und Schöpfer, der als Mensch am Kreuz für Dich geblutet hat, als ein pur lauterer Geschenk seiner Erbarmung; ist es Dir aber um Deine eigne Ehre zu thun, verschmähst Du den Gott Deiner Väter und willst hingehen und fremden Göttern dienen, nun, so wähle, was Du thun willst; ich aber und mein Haus wollen dem Herrn, der uns erkauft hat, dienen.“ Es war für den armen Knaben ein entsetzlicher Kampf, aber er blieb fest, zudem hatte er seine Ansichten den Vorgesetzten gegenüber so offen ausgesprochen, daß seines Bleibens in der Brüdergemeinde nicht länger war. Hier legte sich nun der Oheim ins Mittel, der sich zuerst bemüht hatte, vom praktischen Standpunkt auf ihn einzuwirken, indem er ihn auf die Hilflosigkeit seiner Lage aufmerksam machte; da er aber seine Ehrlichkeit nur billigen konnte, so bestimmte er den Vater, zur Uebersiedlung nach Halle, die im Frühjahr 1787 stattfand, seine Einwilligung zu geben. „In meinen Studien war noch keine rechte Einheit; ich studirte auch nicht mit Rücksicht auf die Zukunft, sondern nur für das gegenwärtige Bedürfniß; deswegen versuchte ich von allem und fixirte mich erst spät. Noch mehr schadete mir der Eigendünkel, der den Autodidakten — was ich in mancher Rücksicht war — eigen ist. Sie wollen immer bei der Manier bleiben, durch die sie mit großem Aufwand wenig erworben haben; sie verachten das Lernen und meinen, es käme gar nicht darauf an, was man wisse, sondern, wie man es wisse. Die kurze Dauer meines akademischen Aufenthaltes, welcher nur zwei Jahre währte, ließ auch ein anderes als fragmentarisches Studium, welches von allem etwas aufzufasse strebt, nicht zu.“ Nach Ablauf dieser Zeit ging er mit seinem Oheim, der die Predigerstelle zu Drossen erhalten hatte, aufs Land, machte im Sommer 1790 sein theologisches Examen und erhielt durch Vermittlung des Hofpredigers Sack eine Hofmeisterstelle bei dem Grafen Dohna-Schlobitten in Preußen, wo er für seine Bildung unendlich gewann und drittehalb glückliche Jahre verlebte. Nach seiner Rückkehr Herbst 1793 wurde er Mitglied des Seminars in Berlin und Hilfslehrer am Waisenhaus, welche Stelle er April 1794 mit einer Hilfspredigerstelle in Landsberg an d. Warthe vertauschte. — Seine Briefe aus dieser Periode zeigen einen beträchtlichen Zuwachs an Selbstständigkeit. Der schmerzliche Zweifel ist einer ruhigen Ueberzeugung gewichen, die zwar noch nicht fertig ist, aber alle Angst ausschließt; nur einen Mangel

empfindet er noch, daß er beim Arbeiten nicht stetig sein kann. „Das Studiren,“ schreibt er an seinen Vater Decbr. 1789, „ist bei mir zu leidenschaftlich; alles was ich vornehme, geschieht mit einer gewissen Behemenz. Bald liegt mir ein großer Theil der Philosophie am Herzen, ich forsche nach seiner Geschichte, gehe alle verschiedenen Meinungen durch und sehe, was darin haltbar oder unhaltbar, consequent oder inconsequent ist. Hierbei hat mich vielleicht irgend etwas auf einen Zeitpunkt der Geschichte oder auf eine philologische Streitfrage aufmerksam gemacht, und sobald jene Untersuchung geendigt ist, wende ich mich mit gleichem Eifer zu dieser. So wechseln praktische und theoretische Philosophie beständig miteinander ab. Gegenwärtig bin ich seit einiger Zeit mit einer gründlichen Revision meiner eigentlich theologischen Kenntnisse beschäftigt. Diese ganze Art zu studiren hat vielleicht wie jede andre, ihre Fehler, aber auch ihre unleugbaren Vorzüge; man wird nicht so durch die Menge ganz verschiedener Gegenstände ganz zerstreut und verwirrt, und da man immer durch ein gewisses Bedürfnis, durch irgend eine Lücke, die man in seinen Kenntnissen gewahr wird, zu seinen Beschäftigungen getrieben wird, so thut man alles con amore und läuft nicht Gefahr, um der festgesetzten Ordnung willen einen Theil seiner Zeit auf etwas zu wenden, was man nicht nöthig hat.“ Das anfänglich sehr verstimmte Verhältniß zwischen Sohn und Vater nimmt allmählig einen freundlicheren Ton an, und wir lernen den alten Herrn, über dessen Rechtgläubigkeit wir im Anfang erschrecken, von menschlicher Seite lieben. Er beklagt sich Mai 1790, daß sein Sohn ihm sein Zutrauen entzieht und ihn unter die Zahl der finstern Väter rechnet, welche die Freude des Alters sich dadurch verderben, daß sie nicht mit Kindern Kinder, und mit Jünglingen Jünglinge sein können. „Glaubst Du denn Deinem treuen, Dich zärtlich liebenden Vater in seinem Alter Freude zu machen, wenn Du fortfährst entweder aus einer mal-placirten Schüchternheit, die man ganz falsch mit dem Namen kindlicher Ehrfurcht belegt, oder, welches schlimmer wäre und welches ich doch nennen muß, gleich Du es ungern hörst, aus Egoismus Deinem liebenden, menschlichen und nie die Menschheit verkennenden Vater in Dir den angenehmen Jüngling zu verbergen, den gesetzten Mann vorzuspiegeln, und ihn dadurch so mancher Herzensfreude zu berauben.“ Er hofft instinkünftige auf natürlichere und offnere Briefe. Auch über seine Religiosität gibt er überraschende Aufschlüsse. „Ich wünschte, daß Du mit Nachdenken Lessings Erziehung des Menschengeschlechts lesen wolltest; da würdest Du über verschiedene Dinge dir lichtvolle Ideen verschaffen; und dann will ich Dir von mir selbst ein Beispiel, ob es Deiner Nachahmung werth ist, zur Untersuchung empfehlen. Ich habe wenigstens zwölf Jahr lang als ein wirklich Ungläubiger gepredigt; ich war völlig damals überzeugt, daß Jesus in seinen Reden sich den Vorstellungen und selbst den Vorurtheilen der Juden accommodirt hätte; aber diese Meinung leitete mich

dahin, daß ich glaubte, ich müßte ebenso bescheiden gegen Volkslehre sein; nie habe ich mir es können erlauben, den Artikel von der Gottheit Jesu und seiner Versöhnung zu bestreiten, weil ich aus der Kirchengeschichte und aus eigener Erfahrung an anderen Menschen wußte, daß diese Lehre vom Entstehen des Christenthums an Millionen Menschen Trost und Lebensbesserung gegeben hatte, und pflegte sie auch allemal, wo es das Thema erlaubte, obschon ich selbst nicht von ihrer Wahrheit überzeugt war, auf Moralität und Liebe gegen Gott und Menschen anzuwenden. Ich wünschte, wenn Du auch von der Rechtmäßigkeit dieses Verfahrens Dich nicht überzeugen kannst, daß Du wenigstens doch jene Lehre nie öffentlich bestreiten möchtest.“ Wie wenig Boden die Rechtgläubigkeit im innersten Kern seiner Bildung hatte, zeigt noch mehr bald darauf das Lob, daß er über Fichtes Kritik aller Offenbarung ausspricht; fortan ist von beiden Seiten der Gedankenaustausch ganz offen und unumwunden. Schleiermacher scheut sich auch nicht zu gestehen, daß er die französische Revolution im Ganzen genommen sehr liebt, abgesehen von dem, was Leidenschaften und überspannte Begriffe daran gethan haben. Im October 1794 starb der Vater, von dem Sohn aufrichtig und herzlich betrauert; seine nächste Vertraute blieb jetzt seine Schwester Charlotte, die, obgleich für sich strenge Herrnhuterin, doch den Gedanken und Gemüthsbewegungen ihres Bruders mit inniger Theilnahme folgte.

In Landsberg blieb Schleiermacher bis 1796, wo er als Charitéprediger nach Berlin berufen wurde. Hier fand er seinen alten Freund Gustav v. Brinkmann wieder, der ihn in die Zirkel der geistvollen Tüchtigen, damals die beste Gesellschaft Berlins, einführte. Mit der schönen Henriette Herz entspann sich bald ein Freundschaftsverhältniß von einer seltenen Innigkeit und Vertraulichkeit, das aber nie ins Gebiet der Leidenschaft überspielte, wenn ihn auch selbst seine Freunde im Verdacht hatten. „Daß gewöhnliche Menschen,“ schreibt Schleiermacher 30. Mai 1798 an seine Schwester, „von gewöhnlichen Menschen glauben, Mann und Frau könnten nicht vertraut sein, ohne leidenschaftlich und verliebt zu werden, das ist ganz in der Ordnung, aber meine nächsten Freunde!“ Auch Sack warnte ihn, er könne durch diesen Umgang seiner Beförderung schaden; indeß ließ sich Schleiermacher dadurch nicht anfechten. Freilich gesteht er einmal November 1798: „Wenn ich die Herz hätte heirathen können, ich glaube, das hätte eine capitale Ehe werden müssen, es müßte denn sein, daß sie gar zu einträchtig geworden wäre. Es macht mir oft ein trauriges Vergnügen zu denken, welche Menschen zusammen gepaßt haben würden, indem oft, wenn man drei oder vier Paar zusammennimmt, recht gute Ehen entstehen könnten, wenn sie tauschen dürften.“ — Aber: „Es liegt sehr tief in meiner Natur, daß ich mich immer genauer an Frauen anschließen werde, als an Männer; denn es ist

so vieles in meinem Gemüth, was diese selten verstehen. Ich muß also, wenn ich nicht auf wahre Freundschaft Verzicht thun will, was Du nun doch auch nicht fordern wirst, auf diesem sonst so gefährlichen Standpunkte stehen bleiben, der aber eben deswegen, weil ich so darauf stehe, nicht so gefährlich ist. Dessen will ich mich aber nicht überheben, sondern immer auf meiner Hut sein.“ „Daß ein Mann mit einer rechtlichen Frau allein ist, Stunden halbe Tage lang, ist wol gar nichts Auffallendes in der Welt und niemand sucht einen bösen Schein dahinter. Eine Frau eigentlich zur Freundin zu haben, ist schon übler, und daß die Herz grade eine Jüdin ist, gereicht gewiß vielen zum Anstoß; aber das ist eben eins von den jämmerlichsten Vorurtheilen.“ Endlich 12. Febr. 1801: „Daß Du Dir, ohne es zu sehn, mein Wesen und Verhältniß mit der Herz nicht denken kannst, ist eigen. Es ist eine recht vertraute und herzliche Freundschaft, wobei von Mann und Frau aber auch gar nicht die Rede ist; ist das nicht leicht sich vorzustellen? Warum gar nichts Andres sich hineingemischt hat und sich nie hineinmischen wird, das ist freilich wieder eine andere Frage; aber auch das ist nicht schwer zu erklären. Sie hat nie eine Wirkung auf mich gemacht, die mich in dieser Ruhe des Gemüths hätte stören können. Wer sich etwas auf den Ausdruck des Innern versteht, der erkennt gleich in ihr ein leidenschaftsloses Wesen, und wenn ich auch bloß dem Einfluß des Außern Raum geben wollte, so hat sie für mich gar nichts Reizendes, obgleich ihr Gesicht unstreitig sehr schön ist, und ihre kolossale königliche Figur ist so sehr das Gegentheil der meinigen, daß, wenn ich mir vorstellte, wir wären beide frei und liebten einander und heiratheten einander, ich immer von dieser Seite etwas Lächerliches und Abgeschmacktes darin finden würde, worüber ich mich nur sehr überwiegender Gründe wegen hinwegsetzen könnte.“ Dieser letzte Punkt ist wol am meisten geeignet die Sache aufzuklären; auch Henriette legt in ihren Notizen vorzügliches Gewicht darauf.

Henriettens nächste Freundin war damals Dorothee Weit, die Tochter Mendelssohns. Durch sie lernte Schleiermacher im Sommer 1797 den jungen Friedrich Schlegel kennen, der ihm seit dem October näher trat. „Er ist ein junger Mann von so ausgebreiteten Kenntnissen, daß man nicht begreifen kann, wie es möglich ist, bei solcher Jugend so viel zu wissen, von einem originellen Geist, der hier, wo es doch viel Geist und Talente gibt, alles sehr weit überragt, und in seinen Sitten von einer Natürlichkeit, Offenheit und kindlichen Jugendllichkeit, deren Vereinigung mit jenem allen vielleicht das Wunderbarste ist. Er ist überall, wo er hinkommt, wegen seines Witzes sowol, als wegen seiner Unbefangenheit der angenehmste Gesellschafter, mir aber ist er mehr als das, er ist mir von sehr großem, wesentlichen Nutzen. Er gleicht mir auch in manchen Naturmängeln, er ist nicht musika-

lisch, zeichnet nicht, liebt das Französische nicht, und hat schlechte Augen.“ Ihr Verhältniß wurde bald so innig, daß sie am 21. December 1791 zusammenzogen, und daß ihre Bekannten das Verhältniß als eine Ehe bezeichneten. „Was seinen Geist anbetrifft, so ist er mir so durchaus supérieur, daß ich nur mit vieler Ehrfurcht davon sprechen kann. Wie schnell und tief er eindringt in den Geist jeder Wissenschaft, jedes Systems, jedes Schriftstellers, mit welcher hohen und unparteiischen Kritik er jedem seine Stelle anweist, wie seine Kenntnisse alle in einem herrlichen System geordnet dastehn und alle seine Arbeiten nicht von ungefähr, sondern nach einem großen Plane aufeinander folgen, mit welcher Beharrlichkeit er alles verfolgt, was er einmal angefangen hat — das weiß ich alles erst seit dieser kurzen Zeit völlig zu schätzen, da ich seine Ideen gleichsam entstehen und wachsen sehe. Aber nach seinem Gemüth wirst du unstreitig mehr fragen, als nach seinem Geist und Genie. Es ist äußerst kindlich, das ist gewiß der Hauptzug darin; offen und froh, naiv in allen seinen Aeußerungen, etwas leichtfertig, ein tödtlicher Feind aller Formen und Placereien, heftig in seinen Wünschen und Neigungen, allgemein wohlwollend, aber auch, wie Kinder oft zu sein pflegen, etwas argwöhnisch und von mancherlei Antipathien. Sein Charakter ist noch nicht so fest und seine Meinungen über Menschen und Verhältnisse noch nicht so bestimmt, daß er nicht leicht sollte zu regieren sein, wenn er einmal jemand sein Vertrauen geschenkt hat. Was ich aber doch vermissen, ist das zarte Gefühl und der feine Sinn für die lieblichen Kleinigkeiten des Lebens und für die feinen Aeußerungen schöner Gesinnungen, die oft in kleinen Dingen unwillkürlich das ganze Gemüth enthüllen. So wie er Bücher am liebsten mit großer Schrift mag, so auch an den Menschen große und starke Züge. Das bloß Sanfte und Schöne fesselt ihn nicht sehr, weil er zu sehr nach der Analogie seines eignen Gemüths alles für schwach hält, was nicht feurig und stark erscheint. So wenig dieser eigenthümliche Mangel meine Liebe zu ihm mildert, so macht er es mir doch unmöglich, ihm manche Seite meines Gemüths ganz zu enthüllen und verständlich zu machen. Er wird immer mehr sein als ich, aber ich werde ihn vollständiger fassen und kennen lernen als er mich. Sein Aeußeres ist mehr Aufmerksamkeit erregend als schön. Eine nicht eben zierlich und voll, aber doch stark und gesund gebaute Figur, ein sehr charakteristischer Kopf, ein blasses Gesicht, sehr dunkles, rund um den Kopf kurz abgeschnittenes, ungepudertes und ungekräuselttes Haar und ein ziemlich uneleganter, aber doch feiner und gentlemanmäßiger Anzug — das gibt die äußere Erscheinung meiner dermaligen Ehehälften.“ — Im Mai 1798 kam A. W. Schlegel \*) nach Berlin, und entführte Anfang Juli seinen Bruder auf zwei Monate

\*) „Er hat weder die Tiefe noch die Innigkeit Friedrichs, er ist ein feiner eleganter Mann, hat sehr viel Kenntnisse und künstlerisches Geschick und sprudelt von Wis, das ist aber auch alles.“

nach Dresden. „Der Strohwitwerstand,“ schreibt Schleiermacher, „ist mir gar sehr fatal angekommen und will mir noch immer nicht schmecken, ob wir uns auch nun wie zärtliche Eheleute alle acht Tage schreiben.“ Dorothee Veit, Schlegels Geliebte, war auf Schleiermacher, Henriette Herz auf Schlegel eifersüchtig. Die letztere, die jetzt von Schleiermacher Griechisch lernte, wie sie ihn früher Italienisch gelehrt, warnte ihn öfters vor der Gemüthlosigkeit des Romantikers. — Schlegel war es, der Schleiermacher durch sein unablässiges Drängen zur Schriftstellerei trieb, wozu dieser ursprünglich keinen Beruf zu haben glaubte, da er schwer arbeitete. Die „Reden über die Religion“ wurden Anfang 1799 begonnen, den 15. April geschlossen; kurz vorher war die Lucinde erschienen. „Dorothee klagt über das Herauswenden alles Innern in der Lucinde und meint, meine Kühnheit in der „Religion“ tröste sie nicht. Bei der „Religion“ kann man sich nur wundern, wie man so etwas der Welt sagen mag, bei der Lucinde vielleicht auch, wie man so etwas seinen Freunden sagen mag, für die es einen viel individuellern Sinn hat als für die Welt.“ In der That erfahren wir, daß directe Anspielungen auf die intimen berliner Verhältnisse die ganze Lucinde durchziehen; wir erfahren nebenbei, daß Eleonore in den „Vertrauten Briefen“ das leibhafte Conterfei von Eleonore Grunow ist. — Im April 1799 machten die beiden Freunde den Plan, gemeinsam den Plato zu übersetzen, ein Plan, der sie später trennte, denn Schleiermacher betrieb alles, was er unternahm, mit ernster Gewissenhaftigkeit, Schlegel mit einem sträflichen Leichtsinne. — In den Fragmenten des Athenäums waren zahlreiche Beiträge von Schleiermacher, er ging ganz in die Tendenz der Zeitschrift ein; hier erschien auch Fr. Schlegels begeisterte Anzeige der „Reden über die Religion“. „Dazu studirt er mich ordentlich (Juni 1799); er will mein Centrum wissen, und darüber haben wir nicht einig werden können. Ob ich mich wol selbst so verstehe, wie er mich verstehen will? ich habe ihm gesagt, ich würde wol nie bis ins Centrum kommen, mit dem Machen nämlich; das hat er für eine Blasphemie gegen mich selbst genommen, kurz, wir sind nicht zusammengekommen. Wo ist denn mein Centrum? wissen Sie es?“ „Wie ich mit Friedrich stehe, weiß ich eigentlich nicht (1. Juli an Henriette Herz); es drückt mich gewaltig. Unsere Gemüther sind wol recht füreinander, eben insofern sie einander nicht ähnlich, zur Ergänzung. Daß man unter diesen Umständen nicht so leicht auf den rechten Punkt zusammenkommt, ist natürlich; aber es kann doch gehn und muß gehn, wenn Schlegels Hefigkeit und Ungeduld uns nicht aus dem Wege bringt. Ich weiß nicht, ob er ein solches heruntergebrachtes Verhältniß leiden kann, ich kann es nicht, und werde mir nächstens das Herz fassen, wieder mit ihm zu reden. Es ist nur so übel, daß ich ihn ungern jetzt auf eine Art afficiren möchte, die ihn beunruhigt, weil es einen solchen Einfluß auf seine Arbeiten

hat. Sein gänzlichcs Nichtverstehn unsres Verhältnisses geht aus mehren Stellen der Lucinde klar hervor; aber er versteht auch mein Verhältniß zu ihm nicht und deutet meine Demuth und meine ehrerbietige Stellung nicht recht, aus der ich mir gar vieles versage.“ „Ein großes Wort hat er doch über mich gesagt, ich weiß nicht recht, woher es bei ihm gekommen ist, aber wahr ist es nach allen Seiten: ich müsse aus allen Kräften darauf arbeiten, mich innerlich frisch und lebendig zu erhalten. Niemand ist dem Verwelken und dem Tode immerfort so nahe als ich, ich kann das nicht demonstriren, aber es ist leider wahr.“

Schon im Juni 1799 kam Fichte nach Berlin; bald darauf Jean Paul, zu beiden wollte sich kein inneres Verhältniß herausstellen. Dagegen trat jetzt in dem Schicksal Friedrich Schlegels eine Katastrophe ein. Sein Verhältniß zu Dorothea Veit hatte um so mehr Anstoß gegeben, da man mehre Stellen der Lucinde darauf bezog, und ein so gefälliger Ehemann Veit auch war, die Zustände waren doch unhaltbar geworden. Dorothea verlangte eine Scheidung, Veit wollte nur unter der Bedingung darein willigen, daß ihm die Kinder blieben. So zog sich die Sache hin, bis Dorothea im Spätsommer einer Einladung A. W. Schlegels und seiner Gemahlin Caroline folgend, sich mit Fr. Schlegel nach Jena begab. Die Sache wurde dadurch noch schlimmer, daß auch dieses Paar in Unfrieden lebte und schon damals auf dem Punkt stand sich scheiden zu lassen. Die Sache veranlaßte ein sehr böses Gerede, unter dem namentlich Schleiermacher und Henriette Herz zu leiden hatten. „Das sind unglückliche Verwicklungen,“ sagt Schleiermacher, „die aus den Widersprüchen in unsern Gesezen und unsern Sitten entspringen, und denen oft die besten Menschen nicht entgehn können.“ „Ich muß sagen, daß Friedrich mir Freuden und Leiden gewährt hat, die mir niemand schaffen konnte, und wenn es jemals geschehen sollte, daß die Verschiedenheiten unsrer Denkungsart, die tief in unserm Innern liegen, sich mehr und mehr entwickelten und uns klarer würden, als unsre ebenso große und merkwürdige Uebereinstimmung in manchen andern Punkten, wenn dies jemals, wie es bei Schlegels angeborener Hefigkeit wol möglich ist, unser Verstandniß auf eine Zeitlang unterbräche und störte, so werde ich ihn doch immer herzlich lieben und den großen Einfluß, den er auf mich gehabt hat, dankbar erkennen.“\*) — Auf einer kleinen

\*) Anfang 1801: „Vor der Welt kann und muß ich ihn wol meinen Freund nennen, denn wir sind einander reichlich, was man unter diesem Namen zu begreifen pflegt. Große Gleichheit in den Resultaten unsers Denkens, in wissenschaftlichen und historischen Ansichten, beide nach dem Höchsten strebend, dabei eine brüderliche Vereinigung, lebendige Theilnahme eines jeden an des andern Thun, kein Geheimniß im Leben, in den Handlungen und Verhältnissen; aber die gänzliche Verschiedenheit unsrer Empfindungsweise, sein rasches, heftiges Wesen und seine tiefe, nie zu vertilgende Anlage zum Argwohn, dies macht, daß ich ihn nicht mit der vollen Wahrheit behandeln kann, nach der ich mich sehne, daß ich alles anders gegen ihn

Reise nach Prenzlau, Mai 1801, lernte Schleiermacher einen jungen Theologen kennen, Ehrenfried von Willich, der nun sein vertrautester Freund wurde, gegen den er ganz offen herausgeh'n konnte und dessen Leben auch später seltsam in das seinige verflochten wurde. Das Verhältniß zu Eleonore wurde immer leidenschaftlicher und bestimmte ihn endlich Juni 1802, einen Ruf nach Stolpe in Pommern anzunehmen, obgleich er den Verlust des literarischen Verkehrs schmerzlich empfand und auch in seinen äußern Verhältnissen beschädigt wurde, da ihn Schlegel mit der Uebersetzung des Plato im Etiche ließ. Die Briefe mit Henriette Herz, die er von jetzt an duktete, und

aussprechen muß, als ich es für mich selbst ausspreche, damit er es nur nicht anders versteht, und daß es immer noch Geheimnisse für ihn in meinem Innern gibt, oder er sich welche macht. Zwar behauptet er, daß die Monologen ihm zu allen scheinbaren Disharmonien in meinem Wesen den Schlüssel gegeben haben, aber probehaltig ist mir das auch noch nicht." — 2. Dec. 1801 bis 17. Jan. 1802 wohnte Fr. Schlegel auf einem Besuch in Berlin wieder bei Schleiermacher. „Er ist über das, was er in der Welt leisten wird und soll, gewisser geworden, und ebenso ist in seinem Charakter alles, um deswillen ich ihn liebe, und alles, was mir fremd ist und widerstrebt, noch gewaltiger, kräftiger und deutlicher als zuvor. . . Wie ich ihm vorgekommen bin, weiß ich nicht genau; aber er hat mich schon immer für ein in meiner Art ganz fertiges und vollendetes Wesen gehalten. Auch schien er ein sehr bestimmtes und richtiges Gefühl davon zu haben, wo wir auseinandergeh'n." Die Freunde befürchteten auch diesmal eine nachtheilige Einwirkung auf Schleiermacher. — 8. Juli 1802: „Henriette weiß, daß Friedrichs Charakter dem meinigen ganz heterogen ist, und sie glaubt nicht, daß man das Heterogene lieben kann. Sie weiß, daß seine übermächtige stürmische Sinnlichkeit mir in einigen ihrer Aeußerungen unangenehm und gleichsam meinem Geschmack zuwider gewesen ist, auch daß ich mit großer Mißbilligung von der Leichtigkeit gesprochen, mit der er sich bisweilen einem unrechtlichen Verfahren in seinen Angelegenheiten nähert, und nun erscheint ihr das als das Wesentliche seines Charakters, weil das Gegentheil davon, Ruhe und Ordnung, das Wesentliche des ihrigen ist. Sie weiß, daß es ihm an Sinn fehlt für manches, was mir viel werth ist, und nun glaubt sie, es fehle ihm an Gemüth überhaupt, es wäre eigentlich nur sein Geist, was mich anzöge und ich wäre mir selbst nicht klar. . . Aber Schlegel ist eine hohe sittliche Natur, ein Mann, der die ganze Welt, und zwar mit Liebe, in seinem Herzen trägt, die Sinnlichkeit ist gereift in einem unschönen Mißverhältniß zu seinen übrigen Kräften, er ist auch dem Geist nach gar nicht unrechtlich, wenn er es gleich dem Buchstaben nach bisweilen wirklich wird." — Ept. 1802 (an Eleonore). „Ich habe den Mittelpunkt seines ganzen Wesens, seines Dichtens und Trachtens nur als etwas sehr Großes, Seltenes und im eigentlichen Sinne Schönes erkannt. Ich weiß, wie damit, und mit seiner ohne Zerstörung eines Theils nicht abzuändernden Lage gegen die Welt, alles was fehlerhaft, widersprechend und unrecht an ihm erscheint, sehr natürlich zusammenhängt; ich muß und kann also gegen diese Dinge, weil ich sie besser verstehe, weit duldsamer sein als andere; ich kann nicht anders, als das Ideal lieben, das in ihm liegt, ohneachtet es mir noch sehr zweifelhaft ist, ob es nicht eher zertrümmert wird, als er zu einer einigermaßen harmonischen Darstellung desselben in seinem Leben oder in seinen Werken gelangt. . . Mir ist er durch sein Dasein heilsam genug, so daß es mir gar nicht einfallen kann, ihn noch für mich zu etwas Anderem gebrauchen zu wollen, und inwieweit ich mich ihm eröffnen kann und soll, das mißt sich von selbst ab nach der Wirkung, die sich davon voraussehen läßt. Er hat zeitig vieles an mir geahnet, mein eigentliches Wesen aber wol später erkannt; ich weiß, daß er es im Ganzen liebt und ehrt, und daß es unnöthig ist, und gar nicht in seinen Gang hineingehört, ihn mit allen einzelnen Ansichten desselben aufzuhalten. Es ist mir sehr klar, daß er das weise und schöne Wort, es sei in der Freundschaft eine Hauptsache, ihre Grenze zu kennen, aus unserm Verhältniß und aus meinem Betragen gegen ihn geschöpft hat; denn grade hierin hat sich gar oft die Stärke meiner Freundschaft zeigen müssen." — 100 198

deren Mann im folgenden Jahr starb, und mit Eleonore gehn sehr lebhaft fort; was von den Letztern mitgetheilt ist, klingt nicht eigentlich leidenschaftlich, es enthält aber ein großes Raffinement des Gefühls, ja es fließt sogar viel Speculation und Gelehrsamkeit mit ein, und man sieht, daß Eleonore sehr wesentlich in den Kreis des Athenäums und der Lucinde gehörte. Schleiermachers Verstimmung wurde immer größer und endlich trat in jenem Verhältniß eine Katastrophe ein, über die wir einige Brieffragmente an Henriette Herz mittheilen. — (Juni 1803) „Es ist geschehn, sie hat mich aufgegeben, sie hat gethan, wie Du dachtest! Sie fühlt schon, daß es ihr das Leben kostet, und sie wird auch bald sterben. Ich kann ordentlich wünschen, daß sie eher sterbe als ich; denn wenn sie meinen Tod erlebte, würde sie wieder eine andre Neue anfallen. Sie mag sich sputen, denn Gram und Anstrengung werden auch mir bald zu Gift werden. Noch habe ich wenig an mich gedacht, aber wenn es kommt, überfällt mich ein kaltes Grausen . . . Ich kann nicht mehr, liebe Freundin, ich zerfließe in Seufzer und Thränen . . . Ist denn nicht mein Verlust viel schlimmer als der Tod? ich versichre Dich, ich wollte viel ruhiger sein, wenn Eleonore gestorben wäre. Freilich würde ich auch mein Leben überflüssig finden und mir den Tod wünschen, wie jetzt; aber es würde doch anders sein. Mein Leben würde doch bis dahin einen Charakter haben, den es jetzt nicht haben kann. Ein rechtes Verwitwetsein gibt ein schönes, schwermüthiges Leben, das recht ausdrucksvoll sein kann. Jetzt ist aber mein Leben ganz zerfahren, unstet und nichtig.“ — Doch scheint das Verhältniß sich bald darauf wieder hergestellt zu haben, wenn es ihn auch nicht erquickte „Laß Dir's sagen, liebe Jette, mein Geist hat wenigstens gewiß die Schwindsucht; ich vergehe zusehend's von einem Tage zum andern. Warum sterbe ich nicht bei diesem bestimmten Gefühl? Feigherzigkeit ist es nicht, aber etwas nicht viel Besseres, ein schwacher Schimmer kindischer Hoffnung, der mir manchmal aus der Ferne entgegen glänzt. Und für ein Leben mit Eleonore, sei es auch so spät es wolle, möchte ich dies Leben noch sehr lange aushalten.“ — In dieser Periode, Februar 1804, verlobte sich sein Freund Willich mit einem sechzehnjährigen Mädchen, Henriette von Mühlenfels, die sich auch an Schleiermacher brieflich mit kindlicher Zärtlichkeit wandte, und der er an ihrem Trauungstage, 5. September 1804, seinen väterlichen Segen gab. Gleichzeitig wurde er als Professor und Prediger nach Halle berufen, wo er im October 1804 eintraf.

Dort nahm er seine jüngere Schwester Nanni zu sich, die in seinem Hause blieb, bis sie 1817 G. M. Arndts Frau wurde. Einen tiefen Eindruck machte sein Colleague Steffens auf ihn. „Ich bin ebenso wenig hochmüthig als bescheiden; aber nie habe ich einen Mann so aus vollem Herzen und in jeder Hinsicht über mich gestellt, als diesen, den ich anbeten möchte, wenn es Mann

gegen Mann gezielte. Zuerst, seine Ehe ist eine rechte Ehe im ganzen Sinn. Man sieht äußerlich nicht viel davon, aber es ist innerlich die schönste Wahrheit. Mit welchem Enthusiasmus ergießt er sich über sein Verhältniß mit ihr, mit welcher Kindlichkeit gibt er den vertrauten Freunden kleine Züge von ihrer Tiefe, von ihrer Religiosität, von ihrer Eigenthümlichkeit, immer mit den schönsten Thränen in den Augen. Und dann, der ganze Mensch ist über alle Beschreibung herrlich, so tief, so frei, so witzig, als Fr. Schlegel nur immer sein kann. Im Philosophiren mit einer viel größern Lebendigkeit noch, mit einer glühenden Beredsamkeit, selbst in unsrer ihm eigentlich fremden Sprache, ist er nicht nur durchaus rechtlich und von aller Parteilucht entfernt, sondern durch und durch heilig und in dem Sinn, in welchem ich es ehren und lieben muß, milde.“ — Zu den damaligen Studirenden in Halle gehörte auch Börne. Ueber ihn schreibt Schleiermacher an Henriette Herz: „Freundlich bin ich ihm immer, aber gleichgiltig ist er mir sehr. Wie soll man mehr Interesse an einem Menschen nehmen, als er selbst an sich nimmt? Er fängt gar nichts mit sich selbst an, verändelt seine Zeit, versäumt seine Studien, ruinirt sich durch Faulheit und sieht das selbst mit der größten Gelassenheit an, und sagt nur immer, es wäre ihm nun einmal so, und wenn er sich zu etwas Andern zwingen wollte, so wäre es ja denn doch nicht besser. Wie kann man auf einen Menschen wirken, der sich so den Willen selbst wegräsonnirt. Ich weiß nicht, ob er untergehn wird; manche Natur rettet sich aus diesem Zustand. — Dabei zielt er sich noch und ist falsch. — Wie er klagen kann, daß er trübe ist, begreife ich wol, aber nicht, wie Du es als Klage aufnehmen kannst. Was hat ein gesunder junger Mensch, dem nichts abgeht, trübe zu sein. Aller Trübsinn kommt aus seiner Unthätigkeit, die ihn schlaff macht. — Er liebt und hätschelt seine Faulheit und Eitelkeit, und will von allen Menschen entweder gehätschelt werden oder hochmüthig über sie wegsehn. Das Letzte kann er nicht über mich und das Erste kann ich nicht gegen ihn; denn Faulheit und Eitelkeit sind mir an jungen Leuten ekelhaft.“

October 1805 entschied sich zum zweitenmal, und diesmal definitiv, die Trennung von Eleonore. Schon hatte sie ihren Gatten verlassen, das Gewissen trieb sie zurück. „Ich weiß nicht,“ schreibt Schleiermacher an Henriette v. Willich, „ob sich irgend jemand meinen Zustand denken kann; es ist das tiefste, ungeheuerste Unglück — der Schmerz wird mich nicht verlassen, die Einheit meines Lebens ist zerrissen; was sich aus den Trümmern machen läßt, will ich daraus machen.“

Es ist schade, daß aus dem folgenden Jahr, wo sich Schleiermachers vaterländische Gesinnung so herrlich zu entfalten begann, nur wenig Fragmente vorhanden sind, die sich auf Politik beziehen. „Bedenken Sie, daß kein Einzelner besteht, daß kein Einzelner sich retten kann, daß doch unser aller Leben ein-

gewurzelt ist in deutscher Freiheit und deutscher Gesinnung, und diese gilt es. Möchten Sie sich wol irgend eine Gefahr, irgend ein Leiden ersparen für die Gewißheit, unser künftiges Geschlecht einer niedrigen Sklaverei Preis gegeben zu sehn und ihm auf alle Weise gewaltsam eingepfist zu sehn die niedrige Gesinnung eines grundverdorbenen Volks. Glauben Sie mir, es steht bevor früher oder später, ein allgemeiner Kampf, dessen Gegenstand unsre Gesinnung, unsre Religion, unsre Geistesbildung nicht weniger sein werden, als unsre äußere Freiheit und äußern Güter, ein Kampf, den die Könige mit ihren gedungenen Heeren nicht kämpfen können, sondern die Völker mit ihren Königen gemeinsam kämpfen werden, der Volk und Fürsten auf eine schönere Weise, als es seit Jahrhunderten der Fall gewesen ist, vereinigen wird, und an den sich jeder anschließen muß.“ (20. Juni 1806) Wie ganz anders zeigt sich in diesen Zeiten der Noth Schleiermacher als der berühmte Geschichtschreiber der Schweiz, der bei dem ersten Moment der Gefahr nicht bloß den Muth, sondern die Besinnung verlor. Schleiermacher hatte verschiedene Anerbietungen, er blieb aber trotz der drückendsten Noth seinem Beruf und seiner Stellung treu. „Mehr als je scheint mir jetzt der Einfluß wichtig, den ein akademischer Lehrer auf die Gesinnung der Jugend haben kann. Wir müssen eine Saat säen, die vielleicht erst spät aufgehn wird, aber die nur um desto sorgfältiger will behandelt und gepflegt sein . . . laß uns auf unserm Posten stehn und nichts scheuen. Ich wollte ich hätte Weib und Kind, damit ich keinem nachstehen dürfte für diesen Fall.“ Auch diese Probe sollte er bestehn. Sein Freund Willich starb im März 1807, die junge zwanzigjährige Witwe wandte sich um Trost an ihren väterlichen Freund, es entspann sich daraus ein herzlicher, inniger Briefwechsel, dem Juli 1808 die Verlobung, Mai 1809 die Heirath folgte. Wie zwei wahrhaft edle und schöne Seelen sich glücklich gefunden hatten und nun in dem sittlichsten Ehestand, den man sich vorstellen kann, sich bis an das Ende ihrer Tage begleiteten, wird man mit freudiger Nührung aus diesen Briefen sehn. Vierzehn Jahre nachdem Schleiermacher mit Eleonore gebrochen, traf er sie wieder, schüttelte ihr die Hand und sagte: Gott hat es doch mit uns gut gemeint.